

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 38.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

„Schwefelbände! Schwefelbände!“ rief der Doktor aus, als Blumenthal mit seinem Berichte fertig war. „Das hätte ich mir doch nicht träumen lassen! Aber was wundere ich mich? Der Boden versinkt der Aristokratie unter den Füßen, und da greift man nach jedem Strohhalme, der sich bietet, um das arbeitslose Dasein zur Ehre Gottes noch weiter fristen zu können. Mit der Moral haben es diese adligen Herrn niemals so ganz genau genommen. — Es gibt Ausnahmen, rühmliche Ausnahmen — gewiß — aber im Allgemeinen darf man den vorstintfluthlichen Größen ebenso wenig eine Thräne nachweinen, wie ihren Verwandten im Raubthiergeschlechte.“

„Herr von Rabenberg wird erstaunt sein, wenn er die Geschichte erfährt.“

„Geschicht ihm recht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann von Bildung heute noch durch die biblischen Nummenmärchen in so kolossaler Weise sich täuschen lassen kann. Er glaubt auch noch steif und fest an die Lebensfähigkeit des Adels, und die besten Gründe können ihn nicht vom Gegentheil überzeugen.“

„Der Glaube der Schwindsüchtigen, Herr Doktor,“ sagte Blumenthal lachend.

„Wie Sie sagen!“ bestätigte der Doktor. „Die alte Erfahrung. Der Adel denkt, wenn er in der neuen Zeitströmung sich noch auf der Oberfläche wiederfindet, bis zum jüngsten Tage fortleben zu können. Daß solcher Glaube die reinste Verblendung ist, das vermag er nicht einzusehen, und doch ist das gänzliche Erlöschen des alten Ritterthums nur noch eine Frage der Zeit. — Also ich soll Ihnen helfen, Jörg hierher zu bringen? Das Beste ist, ich komme mit meinem Wagen und statte, wie ich es im Sinne habe, Schönenberg und Waldau einen Besuch ab. Bei der Gelegenheit kann ich ihn mitnehmen — im Uebrigen wird er bei mir schon sprechen lernen.“

„Sie wollen ihn zu sich nehmen?“

„Gewiß! Ich weiß wenigstens nichts Besseres. Vor morgen Nachmittag aber kann ich nicht kommen. Als Arzt bin ich dann in Waldau auch ganz überflüssig. Die Fülle von glücklichen Nachrichten, die Sie mit heinnehmen, wird die Blinden sehend

und die Lahmen gehend machen — da ist der Arzt das fünfte Rad am Wagen. Spätestens bin ich morgen gegen Abend dort; Sie können auf mich bauen. — Wollen Sie nun Egler einen Besuch abstatten? — Reizen Sie ihn nur nicht durch Widerspruch, er ist zwar außer Gefahr, aber — Vorsicht ist doch dringend geboten. Sagen Sie ihm noch nichts von Ihren Erlebnissen; Sie würden ihn nur unnützlich aufregen.“

Sie stiegen eine Treppe hinauf und traten in einen geräumigen, freundlichen Saal, durch dessen offene Fenster die Bäume des Gartens blühten.

„Er ist für die Genesenden bestimmt,“ sagte der Doktor, als sie eintraten. „In der Nummer Fünf finden Sie Egler. Nach einer Viertelstunde hole ich Sie ab. Wie gesagt, er darf geistig noch nicht zu sehr in Anspruch genommen werden. Seien Sie ja recht vorsichtig!“

Blumenthal versprach es; bald stand er vor Egler, der am Fenster saß und, den Kopf in die Hand gestützt, hinaus in den Garten blickte. Bei dem Geräusch der Schritte wandte er sich um und begrüßte mit heiterem Gesichte seinen Besuch. Blumenthal erschrak über sein Aussehen. Er sah sehr blaß aus, und die schwarze Binde, welche das linke Auge bedeckte, ließ seine Gesichtsfarbe noch bleicher erscheinen, als sie in Wirklichkeit war.

„Ich hatte in letzter Zeit oft an Sie gedacht,“ rief er, Blumenthal's Hand schüttelnd. „Nicht wahr, der Peitschenhieb hat mich mitgenommen? Wenn ich in den Spiegel blicke, dann erkenne ich mich selbst kaum wieder.“

„Die Gefahr ist ja vorüber,“ sagte Blumenthal, „noch einige Wochen Ruhe und Pflege, und Sie sind ganz gesund.“

„Einige Wochen noch,“ murmelte Egler seufzend; „wäre gern morgen schon zu Haus und bin schon viel zu lange fort.“

„Es fehlt zu Haus ja an nichts,“ beruhigte ihn Blumenthal. „Sie können getrost hier bleiben und den Doktor weiter sorgen lassen.“

„Meine Tochter sagte es mir, daß Sie sich meiner Familie angenommen haben. Das ist recht edel von Ihnen, und ich danke Ihnen vielmal.“

„Es ist nicht der Rede werth. Aber fassen Sie nun wieder Vertrauen. Bald sind Sie gesund und hoffentlich wird die Zukunft Sie reich für die bitteren Entbehrungen der Vergangenheit entschädigen.“

Egler schüttelte zweifelnd den Kopf. „Ich habe alles Vertrauen verloren,“ sagte er. „Für uns Arme gibt es kein Glück auf Erden. . .“

„Wenn wir es ruhig mit ansehen, wie Andere uns darum betrügen,“ erwiderte Blumenthal, „dann freilich nicht.“

Egler erhob den Kopf und blickte zu Blumenthal auf.

„Es ist wohl wahr,“ sagte er mit steigender Bitterkeit. „Aber besitzen wir ein Recht, besitzen wir die Macht dazu? Da hatte ich gegen den Grafen geklagt — was ist herausgekommen? Das Gericht weist rundweg meine Klage ab, weil der Graf in Ausübung seiner polizeilichen Befugnisse gehandelt. Kein Zeuge ist vernommen, Niemand gehört worden. Wozu auch? Das Recht ist nur für den Reichen da.“

„Das Gericht wird diesen Spruch umstoßen müssen,“ entgegnete Blumenthal besänftigend. „Man muß mich als Zeugen vornehmen. Sprechen Sie nur mit Ihrem Anwalt, er muß Beschwerde führen.“

„Ich habe es schon gethan,“ sagte Egler finster, „ob's aber helfen wird! Ich bin ja kein Herr — wie sollte ich auch Recht finden? — Sehen Sie, Herr Blumenthal, als Sie kamen, da war mir der Kopf in die Hand gesunken. Im Hause meiner Eltern gab es eine uralte große Bibel, beinahe so alt wie die Luther'sche Reformation. Die Bibel hatte viele Holzschnitte. Einer darunter zeigte den Simson in der großen Versammlung der Philister, wie er an den Säulen lehnt, die Arme gefesselt, mit Hohn und Spott überhäuft. Ein anderes Bild stellte den gleichen Simson dar, wie er mit Riesenkraft seine Fesseln sprengt, die Säulen mit seinen gewaltigen Armen umfaßt und mit einem Ruck die ganze Philistergesellschaft begräbt. Als ich so schlummerte, da umschwebten mich diese alten Bilder, und es war mir, als sei ich selbst der Simson. Da sah ich auch Mauern und Balken brechen und hörte Geschrei und Gewinsel. In meinem Herzen aber jubelte es — es war doch endlich einmal Gerechtigkeit auf Erden geübt worden! Aber, ich habe es geträumt, Herr Blumenthal — nur geträumt, und bin aufgewacht mit dem Gerichtsbriefe in der Hand!“

Blumenthal war bemüht, ihn zu beruhigen, und es gelang ihm auch, ihn von dem Gegenstande abzulenken, indem er ihm von seiner Liebe, von Berner und Neumann und den anderen Dorfbewohnern erzählte. Etwas ruhiger und heiterer, als er ihn angetroffen, verließ er ihn. —

„Wie haben Sie ihn angetroffen?“ fragte der Doktor.

„Er träumte den Traum vom Simson,“ antwortete Blumenthal, der sehr ernst ausah.

„Daraus könnte Mancher etwas lernen,“ sagte der Doktor, — „Sie z. B. und Berner. Sie träumen Beide den Traum der Liebe. Sie soll die Menschen beglücken — aber während Sie träumen, da träumen die Hungernden etwas ganz Anderes, und während Sie die Ketten der Liebe schmieden — schmieden die Armen Waffen, und ich meine, sie thun recht damit. Alles zu seiner Zeit, Herr Blumenthal — auch die Liebe wird einmal ihre Zeit finden, aber kommen Sie damit nicht der heutigen Gesellschaft, die lacht Sie aus. Die französische Revolution war darin praktischer, die kam mit dem Fallbeil; wäre sie mit der Liebe gekommen, sie hätte den Teufel etwas erreicht. — Wollen Sie der Menschheit nützlich sein, dann lassen Sie die Liebe schießen, die trotz ihres hohen Berufs heute nur das Ziel verdunkelt, und predigen Sie — den Haß!“

„Kästern Sie mir die Menschenliebe nicht,“ entgegnete Blumenthal, „immer wird sie das Ideal der Menschheit bleiben.“

„Das bestreite ich gar nicht, darum sage ich auch: Alles zu seiner Zeit. Man darf nur bei dem schönen Ideale die traurige Gegenwart nicht vergessen. Gerechtigkeit ist die Lösung der Zeit, der Pflug, mit dem man den Boden aufreißt, um ihn für eine neue Saat empfänglich zu machen. Berner möchte kein Schäferlein unserer Gesellschaft verloren gehn lassen — das ist ja recht

schön, aber Sie werden sehen, vielleicht erleben Sie es auch, daß das Volk doch ganz anderer Ansicht ist und in richtigem Instincte, kurz entschlossen, den Lebensbaum des Volkes von allen Ästen und Zweigen säubert, die keine Früchte mehr tragen. Berner will erziehen — auf ein so zeitraubendes Experiment wird das Volk sich aber nicht einlassen, sondern, wie ich gesagt, als radikaler Gärtner verfahren und einfach in's Feuer werfen, was ihm unfruchtbar erscheint.“

„Ständen wir noch im Zeitalter der französischen Revolution, dann würde ich Ihnen beipflichten, aber die Zeit ist eine ganz andere geworden, alle Stände vereinigt das Streben, zu retten und zu helfen — da, glaube ich, hat Berner Recht, wenn er. . .“

„Und Graf Falkenburg und sein Sohn und all' die Parasiten, die es sonst noch gibt?“ unterbrach ihn der Doktor. „Glauben Sie, die auch noch erziehen zu können?“

„Auch die,“ antwortete Blumenthal.

Der Doktor zuckte ärgerlich die Achseln. „Sie sind wirklich ganz unverbesserlich,“ sagte er. Ich kann Ihnen nur Glück wünschen, daß Sie nicht in der Zeit leben, welche unsere Streitfrage einmal praktisch lösen wird. — Aber nun sagen Sie mir, was wollen Sie denn eigentlich thun, um all' das gehörig zu verwerthen, was Ihnen der Zufall in den Schoß geschüttet hat? Ein Donnerwetter müßte über die erlauchte Gesellschaft hereinbrechen, wie es das Riesengebirge noch niemals erlebt.“

„Kämen nicht viele arme Teufel dabei auf die Anklagebank,“ antwortete Blumenthal, „dann würde ich ungefümt eine Anzeige einreichen.“

„Da wären die Hände freilich gebunden,“ sagte der Doktor nachdenklich. „Aber zum Teufel, was thun? Mit einer Moralpredigt ist es da nicht abgethan.“

„Von Ihnen gehe ich zum Justizkommissar Petersohn, einem alten Bekannten von mir. Der soll dem Grafen zeigen, daß es Ernst ist, und ihn unter Klageandrohung zur Herausgabe des Waldes auffordern. Selbstverständlich trete ich selbst der gräflichen Sippchaft gegenüber, und — verlassen Sie sich darauf — sie wird zu Kreuze kriechen.“

„Machen Sie sich keine großen Hoffnungen,“ warnte der Doktor, „die Gesellschaft ist abgebrüht. Seien Sie nicht zu zuversichtlich. Man macht Ihnen vielleicht ein glattes Gesicht und streichelt Ihnen mit Sammetpfötchen die Backen, aber doch nur, um Ihnen nachher die Krallen zu zeigen.“

„Denken Sie an Jörg und an Büttner — die sollen uns Waffen liefern, bei deren Anblick dem Grafen der Muth schon entsinken soll. Ueberhaupt scheint mir der ganze Bau dem Einsturz nahe. Geht Silberberg vor, dann bricht das alte Falkenburger Haus zusammen.“

„Ich kann Ihnen vielleicht ein wenig in die Hände arbeiten,“ sagte der Doktor jetzt. „Silberberg werde ich hegen, und dann mache ich dem Landrath die Hölle so heiß, daß man die Wärme auf der Falkenburg spüren soll. Ich weiß es nämlich bestimmt, daß allmonatlich ein gräfliches Fuhrwerk mit Wein in den Hof des Landraths fährt.“

„Nicht möglich!“

„Freund, bei uns ist Vieles möglich, von dem sich ein ehrlicher Mann nichts träumen läßt,“ rief der Doktor mit höhnischem Lachen. „Wie Wucherpflanzen, so hängen diese Aristokraten mit einander zusammen, und kleine Liebesswürdigkeiten wie die, von der ich Ihnen erzählt, sind etwas Alltägliches. Sie, lieber Blumenthal, sollten sich doch darüber nicht wundern. Wie macht man's denn beim Straßenbau? Fragt man nach dem Bedürfniß der Städte und Dörfer? — Fällt den Staatsweisen gar nicht ein; die Karten der Güter studiren sie und machen die unsinnigsten Anlagen, bloß um irgendeiner vorsintfluthlichen Erlaucht zu einem wohlfeilen Wege zu verhelfen.“

„Ich kenne das,“ sagte Blumenthal kopfnickend. „Wie mit den Wegen, verhält es sich ja mit den Stromregulirungen, den Entwässerungen und allen anderen Staatsarbeiten. Es ist, als ob der Staatsbürger erst mit dem Baron anfangt.“

„Geschicht das denn nicht, lieber Herr Blumenthal?“ rief der Doktor. „Wer beherrscht die Provinz und den Staat?“

Die Aristokraten! Geben Sie Acht, nächstens gibt es noch eine Verordnung des Kultusministers, daß nur das Bürgerpack vom Herrgott aus Lehn gemacht sei und die Abligen sich göttlichen Ursprungs zu erfreuen hätten.“

„Es ist leider nur zu wahr,“ bestätigte Blumenthal; „unbegreiflich aber bleibt es mir, daß der Bürgerstand . . .“

„Still, still davon, lieber Freund,“ unterbrach ihn der Doktor eifrig, „lassen Sie den Bürgerstand ruhig auf seiner Ofenbank weiter schnarchen, wacht er einmal von selbst auf, nun, dann kriegt er es möglicherweise fertig, die Abligen aus ihren weichen Betten zu werfen und sich selbst hineinzulegen, was der Menschheit gleichgiltig sein kann. Lassen Sie ihn weiter schnarchen — bis das Donnerwetter der Hungrigen ihn aufschreckt, das so sicher kommen wird, wie der Morgen der Nacht folgt.“

Der Doktor hatte in seiner lebhaften Weise gesprochen und

mehrmals heftig mit dem Fuße gestampft und mehrmals das Zimmer rasch durchmessen.

„Ich werde Ihnen in die Hände arbeiten,“ sagte er, plötzlich stehen bleibend. „Hat der Landrath um seine Stellung Angst, dann gelangen Sie vielleicht, ohne Widerstand zu finden, zum Ziele.“

„Jedenfalls ist mir Ihre Mitwirkung sehr erwünscht. Täuscht mich meine Hoffnung nicht, dann muß sich uns die Gesellschaft auf Gnade oder Ungnade ergeben.“

„Wollen es hoffen, aber loben wir den Tag nicht vor dem Abend. Gleichviel aber — frisch an's Werk, es wird schon gelingen.“

Guten Muths schied Blumenthal vom Doktor, der ihm noch über Blütnner ein Päckchen Papiere gab, und begab sich zum Justizkommissar, bei dem er rasch abgefertigt wurde. Es war schon hoher Nachmittag, als er den Heimweg antrat.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Mensch.

Von J. Most.

VI.

(Fortsetzung.)

„Nun ist offenbar die Stellung der verschiedenen Individuen in diesem Kampfe ums Dasein ganz ungleich. Ausgehend wieder von der thatsächlichen Ungleichheit der Individuen, müssen wir überall nothwendig annehmen, daß nicht alle Individuen einer und derselben Art gleich günstige Aussichten haben. Schon von vornherein sind dieselben durch ihre verschiedenen Kräfte und Fähigkeiten verschieden im Wettkampf gestellt, abgesehen davon, daß die Existenzbedingungen an jedem Punkte der Erdoberfläche verschieden sind und verschieden einwirken. Offenbar waltet hier ein unendlich verwickeltes Getriebe von Einwirkungen, die im Verein mit der ursprünglichen Ungleichheit der Individuen während des bestehenden Wettkampfes um die Erlangung der Existenzbedingungen einzelne Individuen bevorzugen, andere benachtheiligen. Die bevorzugten Individuen werden über die anderen den Sieg erlangen, und während die letzteren in früherer oder späterer Zeit zu Grunde gehen, ohne Nachkommen zu hinterlassen, werden die ersteren allein jene überleben können und schließlich zur Fortpflanzung gelangen. Indem also voraussichtlich oder doch vorwiegend die im Kampfe um das Dasein begünstigten Einzelwesen zur Fortpflanzung gelangen, werden wir (schon allein infolge dieses Verhältnisses) in der nächsten Generation, die von dieser erzeugt wird, Unterschiede von der vorhergehenden wahrnehmen. Es werden schon die Individuen dieser zweiten Generation, wenn auch nicht alle, doch zum Theile, durch Vererbung den individuellen Vortheil überkommen haben, durch welchen ihre Eltern über deren Nebenbuhler den Sieg davontrugen. . . .“

„. . . Im Großen und Ganzen genommen, bleibt die Zahl der lebenden Thiere und Pflanzen auf unserer Erde durchschnittlich immer dieselbe. . . . Der Wechsel, der überall stattfindet, besteht darin, daß in einem Jahre diese und im andern Jahre jene Reihe von Thieren und Pflanzen überwiegt, und daß in jedem Jahre der Kampf um's Dasein dieses Verhältniß wieder etwas anders gestaltet.“

„Jede einzelne Art von Thieren und Pflanzen würde in kurzer Zeit die ganze Erdoberfläche dicht bevölkert haben, wenn sie nicht mit einer Menge von Feinden und feindlichen Einflüssen zu kämpfen hätte. . . . Jedes Thier, jede Pflanze kämpft direkt mit einer Anzahl von Feinden, welche denselben nachstellen, mit Raubthieren, parasitischen Thieren u. s. w. Die zusammenstehenden Pflanzen kämpfen mit einander um den Bodenraum, dessen ihre Wurzeln bedürfen, um die nothwendige Menge von Licht, Luft, Feuchtigkeit u. s. w. Ebenso ringen die Thiere eines jeden Bezirks mit einander um ihre Nahrung, Wohnung u. s. w. Es wird in diesem äußerst lebhaften und verwickelten Kampfe jeder noch so kleine persönliche Vorzug, jeder individuelle Vortheil

möglicherweise den Ausschlag geben können zu Gunsten seines Besitzers. Dieses bevorzugte einzelne Individuum bleibt im Kampfe Sieger und pflanzt sich fort, während seine Mitbewerber zu Grunde gehen, ehe sie zur Fortpflanzung gelangen. Der persönliche Vortheil, welcher ihm den Sieg verleiht, wird auf seine Nachkommen vererbt, und kann durch weitere Ausbildung die Ursache zur Bildung einer neuen Art werden. . . .“

„. . . In letzter Instanz sind die Triebfedern, welche den Kampf bedingen, und welche den Kampf an allen verschiedenen Stellen verschieden gestalten und mobilisieren, die Triebfedern der Selbsterhaltung, und zwar sowohl der Erhaltungstrieb der Individuen (Ernährungstrieb), als der Erhaltungstrieb der Arten (Fortpflanzungstrieb). Diese beiden Grundtriebe der organischen Selbsterhaltung sind es, von denen sogar Schiller sagt:

Einstweilen, bis den Bau der Welt  
Philosophie zusammenhält,  
Erhält sich ihr Getriebe  
Durch Hunger und durch Liebe.

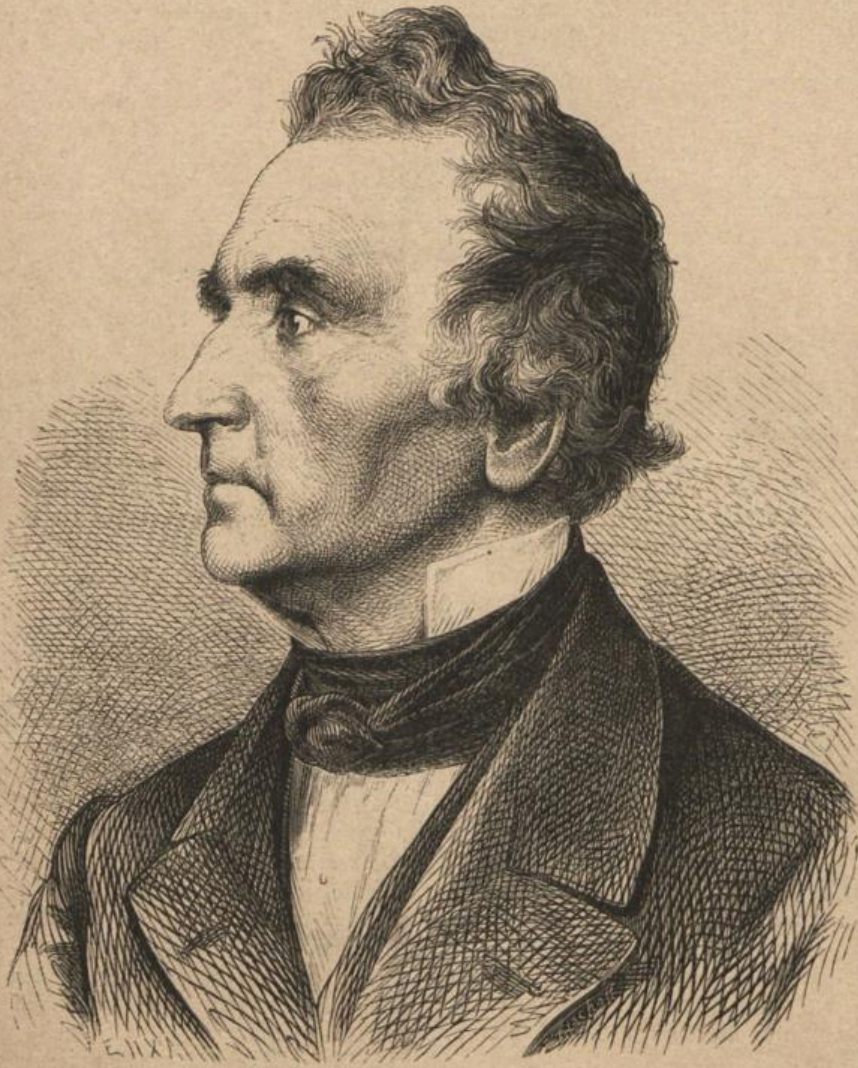
„Der Kampf um's Dasein wirkt bei der natürlichen Züchtung ebenso züchtend oder auslesend, wie der Wille des Menschen bei der künstlichen Züchtung. Aber dieser wirkt planmäßig und bewußt, jener planlos und unbewußt. Dieser wichtige Unterschied zwischen der künstlichen und natürlichen Züchtung verdient besondere Beachtung. Denn wir lernen hierdurch verstehen, warum zweckmäßige Einrichtungen ebenso durch zwecklos wirkende mechanische Ursachen, wie durch zweckmäßig thätige Endursachen erzeugt werden können. . . .“

„Lassen Sie uns zunächst die von Darwin hervorgehobene gleichfarbige Zuchtwahl oder die sympathische Farbenwahl der Thiere betrachten. Schon früh haben Naturforscher es sonderbar gefunden, daß zahlreiche Thiere im Großen und Ganzen dieselbe Färbung zeigen, wie der Wohnort oder die Umgebung, in der sie sich beständig aufhalten. So sind z. B. die Blattläuse und viele andere auf Blättern lebende Insekten grün gefärbt. Die Wüstenbewohner: Springmäuse, Wüstenfüchse, Gazellen, Löwen etc. sind meist gelb oder gelblichbraun gefärbt, wie der Sand der Wüste. Die Polarthiere, welche auf Eis und Schnee leben, sind weiß oder grau, wie Eis und Schnee. Viele von diesen ändern ihre Färbung im Sommer und Winter. Im Sommer, wenn der Schnee theilweis vergeht, wird das Fell dieser Polarthiere graubraun oder schwärzlich, wie der nackte Erdboden, während es im Winter wieder weiß wird. Schmetterlinge und Kolibris, welche die bunten, glänzenden Blüten umschweben, gleichen diesen in der Färbung. Darwin erklärt nun diese auffallende Thatsache ganz einfach dadurch, daß eine solche Färbung, die mit der des Wohnorts übereinstimmt, den betreffenden Thieren von großem Nutzen ist. Wenn diese Thiere Raubthiere sind, so werden sie

sich dem Gegenstande ihres Appetits viel sicherer und unbemerkt nähern können, und ebenso werden die von ihnen verfolgten Thiere viel leichter entfliehen können, wenn sie sich in der Färbung möglichst wenig von ihrer Umgebung unterscheiden. Wenn also ursprünglich eine Thierart in allen Farben variierte, so werden diejenigen Individuen, deren Farbe am meisten derjenigen ihrer Umgebung glich, im Kampf um's Dasein am meisten begünstigt gewesen sein. Sie blieben unbemerkt, erhielten sich und pflanzten sich fort, während die anders gefärbten Individuen oder Spielarten ausstarben. . . .“

„Nicht minder interessant und lehrreich, als die gleichfarbige Zuchtwahl, ist diejenige Art der natürlichen Züchtung, welche

Darwin die sexuelle oder geschlechtliche Zuchtwahl nennt, und welche besonders die Entstehung der sogenannten ‚sekundären Sexualorgane‘ (d. h. Geschlechtsorgane in zweiter Linie) erklärt. . . . Solche sekundäre Geschlechtsorgane kommen in großer Mannichfaltigkeit bei den Thieren vor. Sie wissen Alle, wie auffallend sich bei vielen Vögeln und Schmetterlingen die beiden Geschlechter durch Größe und Färbung unterscheiden. Meistens ist hier das Männchen das größere und schönere Geschlecht. Oft besitzt dasselbe besondere Zierrathen oder Waffen, wie z. B. der Sporn und Federkragen des Hahns, das Geweih der männlichen Hirsche und Rehe u. s. w. Alle diese Eigen thümlichkeiten des einen Geschlechts haben mit der Fortpflanzung



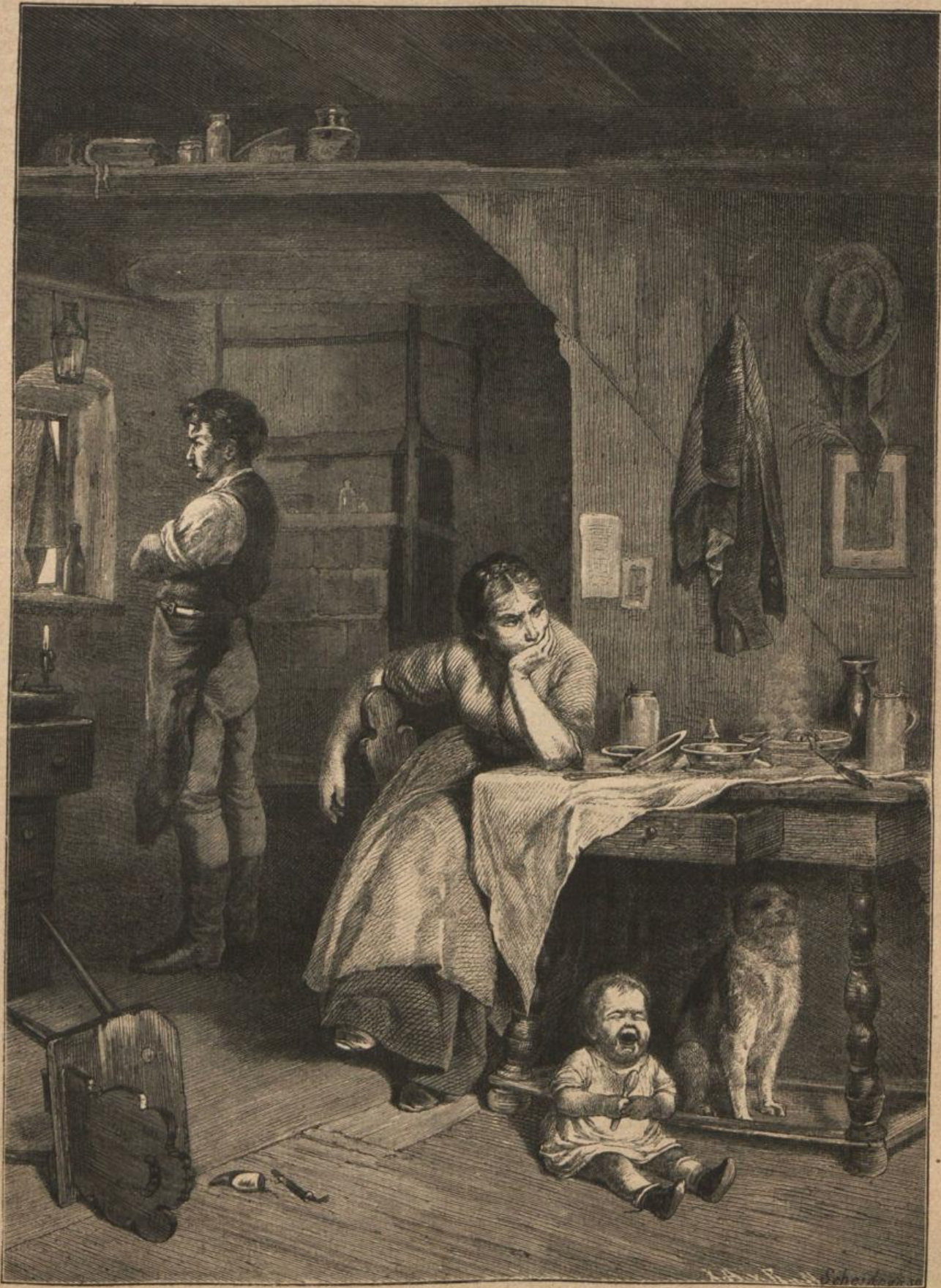
Justus von Liebig. (Seite 360.)

selbst, welche durch die ‚primären Sexualorgane‘, die eigentlichen Geschlechtsorgane, vermittelt wird, unmittelbar nichts zu thun.“

„Die Entstehung dieser merkwürdigen ‚sekundären Sexualorgane‘ erklärt nun Darwin einfach durch die Auslese oder Selektion, welche bei der Fortpflanzung der Thiere geschieht. Bei den meisten Thieren ist die Zahl der Individuen beiderlei Geschlechts mehr oder weniger ungleich; entweder ist die Zahl der weiblichen oder die der männlichen Individuen größer, und wenn die Fortpflanzungszeit herannahet, findet in der Regel ein Kampf zwischen den betreffenden Nebenbuhlern um Erlangung der Thiere des andern Geschlechts statt. Es ist bekannt, mit welcher Kraft und Heftigkeit grade bei den höchsten, bei den Säugethieren und Vögeln, besonders bei den in Polygamie lebenden, dieser Kampf

gefochten wird. Bei den Hühnervögeln, wo auf einen Hahn zahlreiche Hennen kommen, findet zur Erlangung eines möglichst großen Harems ein lebhafter Kampf zwischen den mitbewerbenden Hähnen statt. Dasselbe gilt von vielen Wiederkäufern. Bei den Hirschen und Rehen z. B. entstehen zur Zeit der Fortpflanzung gefährliche Kämpfe zwischen den Männchen um den Besitz der Weibchen. Der ‚sekundäre Sexualcharakter‘, welcher hier die Männchen auszeichnet, das Geweih der Hirsche und Rehe, das den Weibchen fehlt, ist nach Darwin die Folge jenes Kampfes. Hier ist also nicht, wie beim Kampf um die individuelle Existenz, die Selbsterhaltung, sondern die Erhaltung der Art, die Fortpflanzung das Motiv und die bestimmende Ursache des Kampfes.“

(Fortsetzung folgt.)



Der hässliche Zwist. (Seite 360.)

## Der Fuchs.

Von Hugo Sturm.

(Schluß.)

Sie tragt nicht weit von unserm Standpunkte vorüber, ohne unsere Anwesenheit zu ahnen. Unschlüssig, wohin sie sich wenden soll, setzt sie sich nach Hundart auf die Hinterbeine und späht umher. Jetzt können wir sie ungestört von Kopf bis Fuß betrachten. Das spitze Haupt verräth schon den Schlaupf und Schelm. Weit streckt sich die Nase hervor, ein spärlicher Bart ziert die Oberlippe und bedeckt den weit gespaltenen Mund. Hierzu paßt vortrefflich das sich unten weit vorschlebende Ohr, dem nicht das leiseste Geräusch entgeht. Was jedoch diesem Kopf erst das rechte Spitzbuben-Aussehen gibt, sind die schiefen Mongolenaugen, die in grau-grünlicher Farbe uns entgegenleuchten und sogleich das nächtliche Raubthier verrathen. Dieses Auge ist das unergründlichste Räthsel, wie überhaupt das ganze Seelenleben des Thiers, dessen Spiegel es ja ist. Wie unschuldig blickt es jetzt umher und senkt sich in demüthiger Ergebung. Doch nicht lange, da leuchtet ein unheimliches Feuer daraus hervor, ein Strahl glühenden Hasses und aufstammender Mordlust trifft uns. Wahrlich, wer es verstünde, alle Veränderungen dieses Auges zu ergründen, wer es vermöchte, alle Leidenschaften, die sich in ihm widerspiegeln, zu begreifen, der würde nicht anstehen, den Fuchs als eines der seelenbegabtesten Thiere anzuerkennen. Und zu diesem Kopfe dürfte der Körper nicht anders sein. Schlank und sehnig ist der Leib, stark und schnell sind die Füße, die ihn fast spurlos über den Boden tragen. Ein schöner Schmutz ist auch die buschige, weißbespitzte „Nuthe“, die ihm nicht selten sogar als Waffe gegen seine Verfolger dient. Auch die Färbung seines Pelzes ist eine gar schöne und seinem Wesen entsprechende. Ein weißes Chemisett ziert die Kehle, rothgelb sind die Flanken, während ein schwärzlicher Streifen sich über den ganzen Rücken hinzieht. Die Brust und der Bauch sind dunkler gefärbt, ebenso die „Läufe“.

Doch endlich hat unser Fuchs seinen Feldzugsplan fertig gemacht und tragt jetzt, scheinbar unbekümmert um die ganze Umgebung in hundert und aber hundert Zickzacklinien, im Gebüsch entlang dem Rande des Waldes zu. Aber wir dürfen uns nicht täuschen lassen durch dieses harmlos-unbefangene Hintrollen. Alle Sinne sind trotzdem in ihm rege, kein Geräusch, und wäre es auch das leiseste, keine Bewegung irgend eines lebenden Wesens würde ihm entgehen. Jetzt ist der Fuchs dem Waldrande nahe gekommen, und sogleich erscheint er uns in seiner wahren Natur. Wie vorsichtig schreitet er einher! Jeder Grasbüschel, jede kleine Erhöhung dient ihm zur Deckung. Wo er einen größern freien Platz zu überschreiten hat, schmiegt und biegt er sich und huscht im Augenblick darüber hin in's schützende Gebüsch. Sieh, wie steht er jetzt so fest gebannt! Die lange Nuthe ist gehoben, der Kopf vorgereckt, die Ohren straff aufgerichtet, die Läufe gestreckt bis auf einen der vordern, der sich gebogen etwas emporhebt. So steht er da, jede Sehne gespannt, vor Mordlust und Gier funkeln die Augen.

„Und was er sinnt, ist Schrecken,  
Und was er blickt, ist Wuth.“

Ein gewaltiger Luftsprung — und ein vorwitziges Mäuschen ist Reinede's Beute. Im Nu ist sie im Fuchsmagen verschwunden, und behaglich tragt der Listige weiter und ist bald unsern Augen entwichen.

Könnten wir ihm ungesehen folgen, wir würden noch oft Gelegenheit haben, seine Gewandtheit und vorsichtige Klugheit zu bewundern, denn ohne Unterlaß mordet und raubt er die ganze Nacht, wo sich ihm nur immer die Gelegenheit darbietet. Hier beschleicht er ein Rebhühnervölkchen im wogenden Kornfelde, dort fällt ihm ein Lerchenest mit fast flüggen Jungen zum Opfer, ja selbst die Hecken und Gebüsche läßt er nicht undurchsucht und

zerstört Nester und Brutstätten, wo er sie antrifft. So manches junge Häslein wird von ihm überlistet, ja selbst das muntere Rehkitzchen bleibt nicht unbehelligt. Oft ergeht es ihm freilich nicht zum besten, denn die alte Kiese hat ein gar wachsameres Auge und zahlt ihn mit ihren Vorderläufen oft so aus, daß er lendenlahm seinem Bau zuhinken muß. Reinede ist wahrlich ein Erzspitzbube!

Im meilenweiten Umfange seines Bezirks richtet er unter allen Thieren des Waldes und Feldes einen solchen Schaden an, daß man ihn gewißlich mit Recht zu den allerschädlichsten Raubthieren unserer heimatlichen Flur zählen muß, wenngleich die Mäuse seine Hauptnahrung bilden. Und nicht nur die freilebenden Thiere sind seinem Ueberfalle ausgesetzt, auch die Thiere des Hauses und Hofes, die Gänse, Enten und Hühner sind vor ihm nicht sicher. Die größte Wachsamkeit des Hoshundes vermag oft dieselben nicht vor ihm zu schützen. Er überfällt sie auf ihren Spaziergängen im Garten und Felde, ja holt sich nicht selten am hellen lichten Tage mitten aus dem Dorfe seinen Braten. Besonders ist es die Füchsin, die im Vorommer aus Sorge für ihr halbes Duzend Junge zu den verwegensten und kühnsten Mordthaten und Ueberfällen getrieben wird. Sie kennt die Stunde ganz genau, in der des Hofes Wächter im tiefsten Schlaf liegt und schleicht dann mordgierig um die festen Ställe des Federviehs. Wehe, wenn sie eine Oeffnung in denselben findet! Sie ruht nicht eher, als bis auch das letzte lebende Wesen aufgehört hat, zu athmen und schleppt den saftigsten Braten heim zu den lüfternen Jungen.

Sehen wir uns jetzt die Wohnung unsers Helden an, die alte, durch die Thierfabel schon bekannte Feste Malepartus. Nicht selten gräbt sich der Fuchs diese selbst, benützt aber noch viel lieber einen Kaninchenbau, den er nur zu erweitern und auszubauen nöthig hat. Am liebsten ist ihm freilich eine verlassene Dachshöhle, doch nistet er sich auch oft schon in den oberen Stockwerken und Seitengängen einer bewohnten ein, während der mürrische Grimbart weiter unten herrscht. Beide leben auf diese Weise in Frieden und Eintracht mit einander — obwohl unser Lumpazi-Bagabundus sich nicht wenig freuen würde, wenn er den Dachshaus dem so behaglichen und geräumigen Palast vertreiben könnte. Wärme und Trockenheit sind seine Hauptforderungen, die er an einen Bau stellt, ohne sonst viel auf das Äußere zu geben. Der Fuchsbau steht dem des Dachses an Größe und Ausdehnung bei weitem nach. Neben dichtem Gebüsch oder zwischen den ausgebreiteten Wurzeln starker Bäume legt er ihn am liebsten an. Meist mündet er an einem Auerberge, von dem aus der Fuchs beim Verlassen seiner Burg erst die Umgegend überschaut. Mehrere „Nöhren“ führen in das Innere und gewähren dem Schlaupf zu allen Zeiten einen sicheren Ausgang. Des eigentlichen Kessels entbehrt der Fuchsbau und unterscheidet sich hierdurch — außer der Größe — am wesentlichsten von seines Oheims Beste. Nur den Winter hindurch leben beide Geschlechter vereinigt in diesem Bau, ja, es kommt dann nicht selten vor, daß 3 bis 5 Männchen sich einem Weibchen zugesellen. Naht jedoch der Sommer, so ziehen erstere den Aufenthalt im Schilf und Rohr, im Getreide und Nadelholzdickichte vor und kümmern sich nicht im geringsten um ihre Nachkommenschaft.

Am Ende einer erweiterten Nöhre wirft das Weibchen Ende April 5—7 Junge, welche 8—12 Tage blind sind. Mit fast aufopfernder Liebe behütet und pflegt die Mutter dieselben, ja vergißt oft aus Sorge um diese ihre sonst so gerühmte Klugheit und ihr vorsichtiges, schenes Wesen. Oft läßt sie um diese Zeit ein heiferes Belien erschallen, wodurch sie dem forschenden Waidmanne ihr Wochenbett verräth. Mit vorschreitendem Sommer zieht auch die junge Familie in's freie Feld und raubt und mordet in wahrhaft erschreckender Weise, von der Mutter in allen Diebs-

und Gaunerstreichen unterwiesen und dazu angeleitet. Und gar gelehrig ist die Fuchsbrot. Bald wissen selbst die täppischsten unter den Jungen alle kleineren Thiere des Feldes zu überlisten — eine würdige Nachkommenschaft des saubern Elternpaares.

Weht jedoch der Wind über die kahlgemähten Felder, so sucht die Fuchsfamilie wieder den schützenden Wald auf. Jetzt geht Keinecke auch lustern in die Obstgärten und versucht die reifen Trauben des Weinberges. Auch den Bienenständen stattet er wohl hin und wieder eine Visite ab und thut sich in dem süßen Honig gütlich, nicht achtend des ihn umschwärmenden Immenheeres, dessen Stachel seinen dichten Pelz nicht zu durchdringen vermag. Und oft überhebt er auch den Vogelsteller der Sorge für das Herausnehmen der gefangenen Sänger, indem er schon lange vor ihm die Dohnenstriche, Schlingen und Sprengeln abschaut und unter den überlisteten Vögeln aufräumt.

Doch die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber! Wild braust der Sturm durch den Wald und rüttelt an Ästen und Zweigen. Die letzten Züge der Vögel ziehen fort und bald hüllt eine weiße Decke Flur und Feld zum Winterschlaf ein. Jetzt beginnt für unsern Fuchs eine lange, trübe Zeit. Die Vorräthe sind verzehrt, kein Mäuschen pfeift in der Furche, kein unvorsichtiges Häslein hüpfet herbei — es ist Alles wie ausgestorben in der Natur. Vom nagenden Hunger wird Keinecke gequält, er liegt in seiner Höhle und gedenkt der schöneren, besseren Tage. Doch der knurrende Magen treibt ihn hinaus. Schlotternd, mit schlagendem Schwanz und gesenktem Haupte schreitet er einher, oft ein kurzes, klägliches Gekläff ausstößend. Wer ihn so traurig dahinschlendern sieht, erinnert sich sicherlich des Büßers im Thiermärchen, der die heiligsten Vorfälle der Besserung gefaßt. So sieht der Keinecke aus, der mit Grimbart zur Königsburg wandert, wo seiner ein hartes Gericht wartet. Doch wie er dort beim Anblick der Hühner auf dem Klosterhofe im Ru wie umgewandelt erscheint, so bedarf es auch hier nur eines geringen Anlasses, um in ihm den wahren Räuber wieder zu erblicken. Dort hinter der Rainhecke sitzt der junge Jäger, das tödtende Geschöß im Arme. Er sieht den alten Sünder am Waldbrande hintrotten, er kennt seine Lüsternheit, seine Eier, und will dieselbe zu seinem Nutzen ausbeuten. Ganz täuschend ahmt er mit seinem aus Buchsbaum oder Horn verfertigten Lockinstrument die Sterbestrophe eines Hasen nach. Wie der Blitz ist Keinecke herumgefahren. Seine Augen brennen vor Begier, morblustig schlägt er mit dem Schweif, die Ohren sind gespitzt — kein Laut kann ihm entgehen. Da tönt wieder der klägliche Lockton von der Rainhecke herüber, und in vollen Sprüngen eilt der Raublustige der Stelle zu. Doch trotz seines Hungers vergißt er die Vorsicht nicht. Noch ist er etwa hundert Schritte von der Stelle entfernt, die sein scharfes Gehör genau erkannt, da bleibt er stehen, wendet den Kopf nach allen Seiten, er „windet“. Jetzt wäre für den Jäger der günstigste Augenblick, aber er versäumt ihn, und ehe er nur noch die Büchse heben kann, ist der Listige, der den Betrug vermittels seines scharfen Geruchs entdeckt, aus dem Bereich des tödtlichen Geschößes. In weiten Sprüngen eilt er dem Walde zu, voll Freude über die noch rechtzeitige Entdeckung der Jägerlist.

Doch bald schleicht er wieder dahin, trübe den Kopf gesenkt, denn noch immer hat er keinen Bissen entdeckt, immer lauter mahnt der knurrende Magen. Da — er bleibt stehen und läßt die Nase spielen. Ja, das ist keine Täuschung, das ist süßer Fleischgeruch. Nur noch wenige Sätze, und appetitlich breitet sich ein Stück von Hinzers Lende vor seinen lusternen Augen aus. Wie schön es duftet! — Doch Keinecke betrachtet mit Mißtrauen den hingeworfenen Köder. Ihm läuft das Wasser im Munde zusammen, aber — aber — wie falsch ist die Menschheit! Wie ein Hündchen setzt er sich vor dem Braten nieder, mit schiefem Kopfe das verhängnißvolle Stück betrachtend. Immer größer wird seine Begierde, aber noch behält die Klugheit die Oberhand. Doch nein,

„Er trägt's nicht länger mehr —“

und gält's sein Leben, er schnappt nach dem süßen Bissen und verschlingt ihn gierig. Da dringt wieder derselbe Duft in seine Nase, er eilt ihm nach und findet noch einen Bissen, den er nach kurzem Bestimmen ebenfalls aufnimmt. Da liegt noch ein Stück des duftenden Bratens. Keinecke ist durch die vorhergehenden Brocken sicher gemacht und will ohne Arg auch ihn verzehren — da umschließen ihn die Fangarme des „Schwanenhalses“, und elend stirbt der Arme in dieser eisernen Fessel — ein unwürdiges Ende für seine große Seele. Doch nicht immer gelingt es, den Fuchs in der Falle so vollständig zu überlisten. Oft sitzt er stundenlang davor, ohne den Bissen zu berühren, sucht ihn aber schließlich doch mit dem Fuße herunter zu scharren. Hin und wieder fängt sich der Dieb mit einem Laufe, aber er trägt dann gar kein Bedenken, lieber das eingeklemmte Glied als seinen Pelz dem Jäger zum Pfande zu lassen. Aber gleich einem gebrannten Kinde, welches das Feuer fortan scheut, ist auch ein solcher Fuchs in seinem Leben nicht wieder in einer Falle zu überlisten. Lieber verhungert er im Anblick des köstlichsten Bissens, ehe er noch einmal seine Freiheit auf's Spiel setzte.

„Der Fuchs will lieber stoisch sterben,  
Als um ein Bedürfnis schimpflich verderben.“

(Laube.)

Der Fang mit dem Schwanenhals und Tellereisen ist sehr beliebt, obwohl ein rechter Waidmann die offene Jagd demselben vorzieht. Und ich muß gestehen, mir erscheint es auch viel schöner, ich möchte sagen poetischer, den Fuchs in offener Fehde zu bekämpfen, als ihn hinterrücks in der Falle zu überlisten. Wie klopft das Jägerherz, wenn es laut mit Sing- und Sang und frohem Hörnerschall hinaus in den schneebedeckten Wald zur Treibjagd geht! Selbst der alte, ausgebildete Waidmann greift an solchem Tage noch zur Büchse, um noch einmal, vielleicht zum letzten Male, sich „Herrscher in Gebirg“ und Klüften“ zu fühlen. Doch auch hier hat man oft Gelegenheit, die Schlantheit des Fuchses, namentlich eines vielerfahrenen Graukopfes, zu bewundern. Er duckt sich, wenn die klappernden Treiber ihm nahekommen, in's dicke Gebüsch und hohe Gras und läßt sie ruhig an sich vorübergehen, um sich nachher hinterwärts aus dem Staube zu machen. Ja, nicht selten ist er frech genug, einen angeschossenen Hasen verwegen vor den Augen der erstaunten Schützen aufzufangen und mit ihm im nahen Dickicht zu verschwinden.

Eine andere Art der Fuchsjagd ist das Ausgraben des Fuchses aus seinem Bau. Im Herbst, beim Abfallen des Laubes, und zur Liebeszeit im Februar steckt der Fuchs besonders gern in seinem Heim. In dieser Zeit wird dieser Zweig der Jagd darum auch am häufigsten ausgeführt. Auch das Herausstreiben mit dem muthigen Dachshunde fällt in diese Zeit und gewährt dem Jäger und auch dem Laien nicht geringes Vergnügen. Der Engländer liebt es, den von der wüthenden Hundemeute gejagten Fuchs zu Pferde über Hecken, Gräben und Zäune zu verfolgen, bis die Hunde den armen Schelm zu Tode getrieben und erwischt haben. Diese „Parforce-Jagden“ sind ein wahrer Genuß für den englischen Adel und werden alljährlich mit großem Aufwand zur Ausföhrung gebracht.

Der Balg des Fuchses liefert ein gar treffliches Pelzwerk und wird neuerdings nicht selten mit 6 Mark bezahlt, zumal wenn er schon „den ersten Reiß“ bekommen. Man gebraucht ihn zur Verfertigung von Jagdmuffen, Schlittendecken, Fußsäcken, und auch gefärbt zu Boas, Pelztragen etc. Deshalb wird dem Meister Keinecke so vielfach nachgestellt, wie es sonst vielleicht nicht der Fall sein würde, obwohl er als Hauptfeind vieler nützlichen Thiere und Vögel des Waldes und Feldes zu bezeichnen ist und deshalb unter keinen Umständen Schonung verdient. Denn zur Hebung eines gesunkenen Wildstandes gehört nicht nur die Pflege des zu erziehenden Wildes, sondern auch die Vertilgung und möglichste Ausrottung aller Feinde desselben.

# Ein Proletarierkind.

Novelle von M. Kautsky.

„Fanny, du kannst mir heute die rothe Kravatte erlauben,“ sagte der Maschinenschlosser Anton Hilpert, ein noch junger Mann, der jetzt nach dem Feierabend sauber gewaschen vor dem kleinen Wandspiegel stand, in welchem er durch geschickte Wendungen bald den rechten, bald den linken Theil seines breiten Gesichts, bald den kräftigen, etwas borstenartigen Haarwuchs, dann wieder seinen langen röthlichen Bart wohlgefällig musterte. „Ein Festtag ist's ja für mich, weil der Franzel kommt; aber mach' schnell, es ist  $\frac{3}{4}$  7, und um 7 Uhr 30 Minuten kommt der Zug, ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Ich muß erst den Kuchen aus der Röhre nehmen, sonst verbrennt er, und wenn man einen Gast erwartet, noch dazu einen, der aus London kommt, so will man doch Ehre einlegen.“

„Ei was, dann nehm' ich mir sie selbst,“ und Hilpert zog rasch die oberste Lade eines altmodischen Kastens weit heraus; aber schon stand Schwester Fanny hinter ihm.

„Nichts anrühren, nichts anrühren!“ rief sie mit kreischender Stimme, und auf ihrem schon etwas ältlichen und jetzt vom Feuer gerötheten Gesichte spiegelte sich die wahre Seelenangst; „ich halte da Ordnung wie in einem Heiligenschein, und du wühlst mit deinen groben Fingern wieder Alles untereinander, daß Gott erbarm'. Da hast du die Rothe und hier ein frisches Sacktuch, und jetzt geh!“ und sie zog die Lade zu, sperrte sie ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und war im nächsten Augenblick wieder in ihrer Küche.

Wenige Augenblicke später trug sie, in Stolz und Zufriedenheit strahlend, den äußerst gelungenen Kuchen, der sich auf einer großen Schüssel sehr appetitlich präsentirte, in's Zimmer und stellte ihn auf einen bereits sauber gedeckten Tisch.

„Wenn dein lieber Freund das nicht nach seinem Geschmack findet, so muß das ein sehr verwöhnter Junge sein,“ meinte sie, behaglich schmunzelnd; „und das ist noch nicht Alles. Was sagst du zu einigen Kalbskottelets mit grünem Salat und harten Eiern?“

„Fanny!“ rief ihr Bruder ganz erstaunt, und bald wäre ihm die Bürste, mit der er eben die Krämpfe seines Hutes reinigte, aus der Hand gefallen; „Fanny, du gönnst einem ja sonst keinen guten Witz, bist kniderig und sparsam wie ein alter Geizhals und heute, weil der Dent kommt, haust du auf, als ob Kirchweih wäre. Du, du! Mir scheint, du hast's auf ihn abgesehen, du willst ihn mit diesen Lederbissen ködern.“

Fanny sah in diesem Augenblick sehr schuldbehaftet aus, sie senkte ihre wasserblauen Augen und flüsterte ganz verlegen:

„Wenn du auch gar so viel Rühmens von ihm gemacht...“

„Ha, meiner Seele!“ lachte Hilpert laut auf, „die ist jetzt schon verliebt in ihn, wie denn erst dann, wenn ich ihn nun bringe, wenn du ihn siehst, den prächtigen Kerl; aber das nützt dir nichts, der lebt nur für unsere Sache; deshalb kommt er ja auch auf unsere Einladung zum Kongreß eigens von London hierher, um Reden zu halten. Du, der kann's! Was Unserens sich gar nicht zu denken traut, das donnert der nur so heraus und auf einmal wissen wir's Alle: das ist's, was uns am Herzen gelegen, den Druck davon haben wir schon lange gespürt, wir haben uns nur die Ursachen nicht recht klar machen können. Ja, mein Spezi, der Maschinenschlosser Dent, das ist ein Mann der Aufklärung, des Fortschritts, aber an die Weiber denkt er nicht, wenigstens nicht an die alten.“ Bruder Hilpert war so klug, diesen Nachsatz nur in die hineinzubrummen.

Da klopfte es an die Thüre.

„Das ist er schon!“ rief erschreckt und tiefbellommen Schwester Fanny, strich noch rasch den Scheitel und ihre Schürze zurecht und gab mit einem energischen Nuck ihrem Zwirnhignon eine etwas kühne Positur, während Hilpert ein lautes: „Nur herein!“ ertönen ließ.

Die Thüre that sich ein wenig auf und ein hübscher, jugendlicher Mädchenkopf steckte sich durch den Spalt, mit schelmischen

Augen umher spähend, ob nicht vielleicht ein allzutiefes Negligé Bruder Hilpert's sie wieder zur Umkehr zwänge.

„Ist's erlaubt?“ fragte sie mit einer Stimme, die lustig und übermüthig klang; aber ohne eine Antwort abzuwarten, stand sie im nächsten Augenblicke mitten im Zimmer.

„Die Miez,“ sagte sehr enttäuscht und verbrießlich die alte Jungfer, was will Sie denn?“

„Nichts, ich bringe Etwas. Fräulein Fanny, schauen Sie's nur an, es hat mich Mühe genug gekostet, aber es ist naturgetreu,“ und das Mädchen stellte auf die Kommode ein Bettchen mit einer etwa 6 Zoll hohen, aus Thon modellirten weiblichen Figur.

„Ach, bitte, Herr Nachbar, Sie müssen sich's auch ansehen; wer ist das?“

„Fanny, das sieht fast dir ähnlich,“ meinte dieser boshaft, denn das braune Weiblein war grade nicht sehr vortheilhaft ausgefaßt.

„Errathen, errathen!“ und das junge Mädchen klatschte mit kindischer Freude in ihre Hände. „Fräulein Fanny ist's, in derselben imponirenden Haltung, mit der sie mich zu empfangen geruht...“

„Richtig, mit drohend erhobenen Zeigefinger, weil Sie sich nie und nimmer die Stiefel an der Matte gehörig abputzen,“ sagte Hilpert ebenfalls lachend; o, ich kenne diese Haltung, nur erscheint sie mir gegenüber noch drohender, noch furchteinflößender.“

„Wie können Sie sich nur so was unterstehen, Miez, das ist ein altes Höckerweib, das ihren Stand vertheidigt, aber nicht ich,“ sagte mit selbstbewußter Würde Fräulein Fanny, heute ernstlich getränkt über den harmlosen Scherz ihrer kleinen Nachbarin, über den sie sonst vielleicht gelacht hätte, denn Miez pflegte sie mit der Fabrication solcher Püppchen manche Stunde zu unterhalten. „Uebrigens habe ich heute keine Zeit für Ihre Dummheiten, wir erwarten einen Gast.“

„Ei postausend! Und's ist ja wahr, es ist Alles sonntäglich, und Herr Hilpert hat die rothe Kravatte und die neuen Stiefeln, ja, was ist denn los? Und Kuchen gibt's auch, und ich habe schon immer nicht gewußt, was mich so angenehm in der Nase kitzelt,“ und Miez sprang so lebhaft dem Kuchen entgegen, daß Fanny es für gerathen hielt, sich dazwischen zu schieben.

„Fr, die sehen appetitlich aus,“ meinte Miez, mit der Zunge schnalzend, „da ist gewiß die dicke Frau Tante oder gar Ihre Kundschafft, die Frau Brizner, die Strickwaarenverkäuferin, eingeladen? Was?“

„Es ist alles für einen ganz ordinären Schlossermagen bestimmt,“ erwiderte Hilpert, „ich hole mir eben den Burschen von der Bahn ab; aber wenn Sie bei uns heute helfen wollten, ich hätte nichts dagegen. Sie ist dir ja sonst wacker zur Hand,“ wendete er sich wie entschuldigend gegen Fanny, da er ihren ungnädigen Blick bemerkte, „theilt sie die Arbeit, kann sie auch einmal einen guten Bissen mit uns theilen.“

„Geh jetzt,“ rief ihm lieb Schwesterlein sehr energisch zu, „ich weiß nicht, was du so lange herumtrödelst, bis es zu spät wird.“

„Ja, ja, 's ist wahr. Adien, Miez!“ und Hilpert stülpte seinen Hut auf, machte eine kleine Grimasse gegen Fanny und ging raschen Schrittes, die Thüre hinter sich zuwerfend, aus dem Zimmer.

„Narr,“ rief ihm seine Schwester nach, „dreifacher Narr! Da ladet er die da so mir nichts, dir nichts zu einer — einer politischen Aversion ein, oder wie das heißt. Nein, Miez, das geht nicht, heute Abend kann ich Sie nicht brauchen. Sie und er, das paßte schön zusammen, das wäre rein lächerlich. Er ist ein Parteimann, sagt der Toni, er macht sich nichts aus Weibern, er hält immer nur Reden, aber schon über das Höhere, was Unserens nicht einmal so recht versteht; und Sie kleines Ding,



die Sie nicht einen Augenblick ruhig bleiben kann, die Sie über Alles lachen und lichern muß, nein, das geht nicht; der ist nicht von London hierhergereist, um hier mit einem kleinen dummen Mädcl sich zu unterhalten, das wäre ja eine reine Beleidigung für ihn."

"Und für mich sehr langweilig," erwiderte die Kleine kurz und fast trotzig, "ich will ja gar nicht dabei sein, wenn dieser alte Häuptling seine Weisheit auskramt, ich verstehe ja nichts davon, aber..." und jetzt lachte sie schon wieder, "Sie auch nicht, nicht so viel mehr (sie machte mit ihren Fingern eine bezeichnende Bewegung) verstehen Sie davon, und deshalb kommen Sie mit Ihrem Kuchenantheil hübsch zu mir, wenn Sie wollen, ich helfe Ihnen dabei und die Zwei können sich dann anpredigen, so lange sie 's selber aushalten."

"Ei, das versteht Sie nicht, Miez, ich muß die Hausfrau machen, der Denk soll ein gar verwöhnter Mensch sein, ich bitte Sie, er lebt zwei Jahre in London, bezieht einen horrenden Lohn, hat nur für sich zu sorgen, da gewöhnt man sich an allerlei Gutes, was man dann in der Fremde auch nicht vermissen will. Deshalb wird er ja die drei oder vier Tage, die der Kongreß dauert, bei uns wohnen, weil er da am besten aufgehoben ist, und auch am anständigsten versorgt wird." Fanny's kleine Gestalt richtete sich so hoch wie möglich auf, als sie fortfuhr: "Gott sei Dank, wir können's thun und wir sind dafür bekannt. Aber um des Himmels willen, was treibt Sie da wieder für nutzloses Zeug?"

Dieser Ausruf war diesmal ziemlich gerechtfertigt. Miez, welche die Ausführungen ihrer Nachbarin wahrscheinlich zu langweilig fand, hatte längst ihre beiden Hände etwas mit Wasser benetzt, das Thonfigürchen, Fräulein Fanny vorstellend, wader durchgewallt und aus der erdigen Masse schöpferisch ein Männlein mit ungewöhnlich großem Kopfe, krummen, langen Beinen und ebenso langen, weit ausgespreizten Armen geformt; das Alles so schnell und lautlos, daß die in großer Erregung sich befindende Fanny das neueste Opus der Miez erst bemerkte, als es fast vollendet war.

"Sie waren unzufrieden mit Ihrem Konterfei, Fanny, — da habe ich schnell ein anderes gemacht. Das ist der eklige Engländer, der verwöhnte Schlosser. Sehen Sie, da hält er gerade eine seiner langweiligen Reden, und dabei wälzt er seine großen Augen auf Ihren Kuchen heraus. Der Heuchler!" und

das junge Mädchen lachte so anhaltend und herzlich, daß die Fanny sich Gewalt anthun mußte, um nicht mitzulachen; aber der Kerger überzog.

"Schäme Sie sich, Sie ist sechzehn Jahre alt, aber ein kleiner Gassenjunge ist weniger ausgelassen. Und was seh' ich denn da, auf der Kommode, am Boden, überall kleine Lehmklümpchen. Setzt habe ich's satt, gleich packe Sie sich mit der Schweinerei hinaus und komme Sie mir lieber gar nicht mehr vor die Augen."

Das kleine lecke Ding schien sich diesen Hinauswurf nicht sonderlich zu Herzen zu nehmen. Sie lächelte eigentlich so recht schelmisch in sich hinein, nahm ihr Brettlein sammt dem langbeinigen Engländer und sagte sehr resignirt: "Heute thut Sie einmal stolz. Freilich, wenn man an einem Werkeltag Kuchen hat und einen noblen Engländer dazu, da braucht man keine Hülfe; aber wenn's dann wieder was zu laufen gibt, zum Frühstück, zum Mittagmahl einzulaufen, und man nicht gerne von der Arbeit aufsteht, dann wird Sie mir wieder vor die Augen treten mit einem: 'Miez, besorg' Sie mir das, Miez, besorg' Sie mir jenes!' und wenn Sie des Abends dann müde ist und Langeweile hat, dann wird Sie froh sein, wenn ich Ihr meinen schönen Engländer noch einmal vorknete."

Fanny schien von der Wahrheit dieser Bemerkung frappirt zu sein; sie durfte sich's mit der Miez nicht verderben, und so langte sie, wenn auch mit einem Seufzer, nach der Schüssel, suchte zwei der am meisten gebräunten Stücke heraus, wickelte sie in ein Papier und gab dies der Kleinen mit einem: "Da, nehme Sie das und morgen wird Sie mir erzählen, wie es Ihr geschmeckt hat."

"Vielleicht heute noch, wer weiß?" gab die Kleine lachend zurück. "Das sag' ich Ihr, Fräulein Fanny, sehen muß ich ihn jetzt, nur deshalb, damit ich weiß, ob ihm der da" — und sie zeigte auf ihr Lehmännchen — "nicht wirklich ähnlich ist."

Und sie nahm den Kuchen, und mit einigen Sprüngen war sie über den langen Gang an der Thüre zunächst der Stiege, die in ihre Wohnung führte. Fräulein Fanny aber sperrte die ihre fest nach ihr zu mit dem festen Vorsatz, sie heute nur mehr dem Toni und dem interessanten Gaste, der ihre Phantasie und ihr 30jähriges jungfräuliches Herz immer heftiger aufzuregen begann, zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

## Pariser Maisons de Retraite\*).

Von Gustav Rasch.

### I.

Was ist eine Maison de Retraite? Der Begriff der Maison de Retraite ist in der deutschen Sprache mittels dreier Worte nicht zu bezeichnen. In Deutschland gibt es keine Maisons de Retraite. Ob es in Oesterreich Maisons de Retraite gibt, ist mir unbekannt. Maison de Retraite ist ein Zufluchtshaus für das Alter, besonders für das hohe Greisenalter. Paris besitzt sieben solcher Maisons de Retraite, die meist alle auf milden Stiftungen wohlthätiger Menschen beruhen. Manche gleichen Palästen; manche loketten kleinen Landhäusern; bei manchen zahlt der Pensionär, der auf das Alter eine Zufluchtsstätte sucht, wo er nicht dem Mangel preisgegeben ist, gar nichts — der Wohlthätigkeitsinn des Stifters gibt ihm Alles umsonst, auch die Wäsche, die Kleider und das Taschengeld —; bei manchen zahlt er eine unbedeutende jährliche Pensionssteuer, zweihundert, dreihundert, fünfhundert Francs, wofür er Alles erhält, was er zum Lebensunterhalt gebraucht — Wohnung, Frühstück, Mittagessen und Abendessen — Dejeuner und Diner, wie man in Frankreich sagt —, Holz und Beleuchtung; bei den übrigen zahlt der Pensionär ein für allemal ein kleines Kapital — 1500 bis 2000 Francs —

und kann dafür hundert Jahre alt werden und ohne Sorge leben. In dem größten Theile der Maisons de Retraite kann auch ein altes Ehepaar einziehen und mit den Mitteln des Hauses seinen früheren Haushalt fortsetzen. Die Maison de Retraite gibt dem alten Ehepaar eine Chambre d'Epoux, welche aus mehreren Nimmlichkeiten besteht, Holz, Kohlen, Brot, Fleisch und alle zehn Tage eine kleine Summe baaren Geldes zum Haushalt. Die meisten Maisons de Retraite zählen Frauen und Männer zu ihren Pensionären, einige nur alte Männer; in allen Maisons de Retraite muß der Pensionär aber wenigstens sechzig, in einigen auch siebenzig Jahre sein; auch guter Ruf, den ein Sittenzeugniß des Maire seines bisherigen Wohnorts konstatiert, ist eine durchaus notwendige Bedingung, und ein zweijähriger Aufenthalt im Seine-departement; drei alte Maisons de Retraite, die sich im Weich-bilde von Paris befinden, sind nur für die Bevölkerung des Seine-departements bestimmt.

Seit den letzten fünfzehn Jahren hat man sämtliche Maisons de Retraite außerhalb der Stadt Paris in die umliegenden Ortschaften verlegt. Theilweise bewogen zu dieser Verlegung Gesundheitsrückichten — um den alten Leuten so gute Luft zu verschaffen,

\*) Sprich: Maisong d' Reträt — eigentlich: Häuser, in die man sich zurückzieht.

wie möglich —, theilweise auch ökonomische Rücksichten; denn außerhalb der Barriere von Paris sind wegen Wegfalls des städtischen Octrois alle Lebensmittel billiger. Jedenfalls ist diese Verlegung in jeder Beziehung den alten Leuten zu Gute gekommen. Sämmtliche Maisons de Retraite stehen unter der Verwaltung der städtischen Behörden des öffentlichen Beistandes, „de l'assistance publique“, welche im „Palaste der Armen“ an der Avenue Victoria, dem niedergebrannten Stadthause gegenüber, ihren Sitz haben. Der Leser gestattet mir wohl den Ausdruck „Palast der Armen“, wenn ich ihm vorher mittheile, daß die Summe, welche jährlich in den Bureaux dieses großartigen Gebäudes für die Pariser Armen verausgabt wird, vierzig Millionen Francs übersteigt, und daß das Personal der Behörden der öffentlichen Wohlthätigkeit einem kleinen Armeecorps gleichkommt, denn es beträgt weit über Tausend.

Ich habe sie alle nacheinander besucht, die Maisons de Retraite, welche Humanität und Menschenliebe in der Umgegend von Paris gegründet haben, und war erstaunt über Alles das, was ich sah und hörte. Die „Maison des petites Menages“ in Issy ist ein Palast, von Gärten und Blumenhöfen umgeben, der etwa zweitausend Greisen und Greisinnen eine Zuflucht für das Alter bietet, welcher an Komfort nichts mangelt. Ich fand dort über zweitausend alte Männer und Frauen, von denen der jüngste Pensionär fünfundsiebzig, der älteste fünfundsachtzig Jahre zählte. Vierhundert unter ihnen waren so alt und gebrechlich, daß sie die meiste Zeit des Tages im Bette zubrachten und von Barmherzigen Schwestern wie die Kinder gepflegt und gefüttert wurden. Die Pensionspreise waren verschieden; der Pensionär konnte auch ein für allemal ein kleines Kapital zahlen und war dann für sein ganzes Leben versorgt, und wenn dies Leben über hundert Jahre währte. Für 300 Francs jährlich oder für eine Kapitalzahlung von 1800 Francs erhielt er ein eigenes Zimmer; für 200 Francs oder für eine einmalige Kapitalzahlung von 1200 Francs mußte er mit mehreren Pensionären zusammen in einem Saale schlafen. Aber die Schlaffäle waren lustig, hoch, trefflich ventilirt; alle Fenster gingen auf die Gärten und Blumenhöfe; jedes Bett war mit weißen Vorhängen umgeben. Gespeist wurde zweimal in den Speisesälen, um elf Uhr und um fünf Uhr, jedesmal mehrere Schüsseln. Daß zu jeder Mahlzeit Wein gegeben wurde, versteht sich in Frankreich von selbst. Früh Morgens erhielt der Pensionär eine Suppe oder Kaffee mit Weißbrot, wie er wollte. Jedes Ehepaar konnte seine „eigene Menage“ machen, wie man sagt, und erhielt dazu von der Verwaltung des Hauses Alles, was es bedurfte. Wurde ein Pensionär krank, so erhielt er Alles, was er zu seiner Wiederherstellung brauchte, ärztlichen Besuch, Medicamente, Krankenloft und Verpflegung.

Im Hause gab es Gesellschaftszimmer, Rauchzimmer, eine Bibliothek zur Unterhaltung. Jeder Pensionär war in seiner Freiheit ganz unbeschränkt. Er konnte thun und lassen, was er wollte; er konnte gehen und kommen; wenn er nach Tagen und Wochen wiederkam, fand er sein Zimmer in Ordnung und den Tisch gedeckt. Das Haus sorgte für Alles; er hatte für nichts zu sorgen. Der Garten bot ihm schattige Spaziergänge und prächtige Baumgruppen; die in Gärten verwandelten weiten Höfe blumenduft und Blumengeruch, und bei schlechtem Wetter ging er unter gedeckten Glasgalerien spazieren, welche ringsum die Höfe umgeben. Wollte er baden, so stand eine Reihe von Badezimmern, jedes von dem andern durch eine spanische Wand getrennt, ihm zur Verfügung. Wollte er sein früheres Geschäft fortsetzen, so gehörte der Ertrag ihm. Ich traf einen Schuster, der in seinem Zimmer saß und lustig auf ein Paar Stiefelsohlen loshämmerte. Rings um ihn lag eine Menge Hilararbeit. Der Schuster war fünfundsiebzig Jahre und fühlte sich so gesund und frisch, daß er mir erzählte, er dächte es bis auf hundert Jahre zu bringen, um doch dem Hause einmal einen Pensionär von hundert Jahren vorzuführen.

Issy vereinigt Maisons de Retraite der verschiedensten Art. An die Baumgruppe des großen Gartens des Palastes der Petites Menages schließt sich ein kleiner Park mit Blumen und Schatten. Er bildet die Rückseite eines Landhauses, dessen Fronte und

Seitenflügel ein schön gehaltener Blumenhof einschließt. Das Landhaus führt nach seinem Stifter den Namen „Maison Devillas“. Devillas war ein reicher Pariser Kaufmann, der das Landhaus im Jahre 1832 mit einer Rente von vierzigtausend Francs den Pariser Armen schenkte. Es bot an hundert armen alten Männern eine Zufluchtstätte gegen Alter und Armuth. Sie erhielten Alles das, was die Pensionäre der Maison des petites Menages erhielten — und zahlten dafür nichts. Die Maison Devillas bietet ihre Gastfreundschaft ganz umsonst. Ihre Pensionäre unterscheiden sich von den Pensionären des anstoßenden Palastes nur dadurch, daß sie einen Geburtschein präsentiren müssen, der ein Alter von siebzig Jahren bescheinigt.

Die schönsten Maisons de Retraite befinden sich in dem eine Stunde von Paris belegenen schönen Villendorfe Auteuil. Auteuil wurde während der letzten fünf Jahre zweimal in Brand geschossen, einmal durch die Preußen, das andere Mal durch die Kanonen der Versailler. Der größte Theil des Ortes wurde in Asche gelegt. Heute ist von diesen Verwüstungen nichts mehr zu sehen. Die geschmackvollsten Landhäuser mit Blumengärten und Parkanlagen voll prächtiger Baumgruppen bedecken die Trümmerstätten. Auteuil ist das schönste Villendorf in der Umgegend von Paris. In der Rue de Mirabeau erblicken wir, von der Straße durch ein langes Gitter getrennt, zwischen stattlichen Baumgruppen, Rasenstreifen und Blumenparterres acht verschiedene zweistöckige Pavillons, welche sich rings um einen weiten Blumenhof gruppieren. Eine offene Glasgalerie läuft rings um den äußern Rand des Blumenhofs und streift sämmtliche Eingangsthüren des Pavillons. In diesen Pavillons wohnen die Pensionäre und Pensionärinnen des vornehmsten Pariser Maison de Retraite, ehemalige Beamte und Beamtenwitwen. Das Haus ist der Louvre unter allen Maisons de Retraite; man empfängt dort nur die Aristokratie der Armuth. Die Einrichtung ist fast luxuriös. In keiner Maison de Retraite habe ich mit solchem Komfort eingerichtete Einzelzimmer und Ehegattenzimmer gefunden, wie in dem Hause „des heiligen Périne“ — diesen Namen führt das vornehmste Pariser Zufluchts Haus für das Alter. Die Gesellschaftszimmer sind mit Luxus ausgestattet; Konversationszimmer reihen sich an Lesezimmer und Spielzimmer. Die Rückseite des Pavillons umgibt ein prächtiger Park von 78,651 Mètres, welcher sich bis an die Auteuil durchschneidende Hauptstraße ausdehnt und in einer langen Terrasse endigt, von deren Höhe man auf die Straße schaut. Der Park zeichnet sich durch große, prächtige Baumgruppen, durch schattige Alleen und Laubgänge, durch weite, wohlgepflegte Rasenflächen und durch kleine Blumengärtchen vor allen anderen Parks von Auteuil aus, welche den ältesten Pensionären zu ihrer Unterhaltung überwiesen sind. In den geräumigen Speisesälen wird an kleinen, weißgedeckten Tischen ausgesucht gut gespeist. Die Badezimmer sind mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Gemeinschaftliche Schlafzimmer gibt es im Hause des heiligen Périne gar nicht. Jeder Pensionär hat sein eigenes Zimmer mit Ufsofen. Wie gesagt, das Haus in der Rue de Mirabeau ist das Louvre unter allen Pariser Maisons de Retraite. Nichts erinnert dort daran, daß man sich in einem Zufluchts Hause für arme Leute befindet. Und doch ist der Pensionspreis, wofür die Aristokratie der Pariser Armuth Aufnahme findet, nicht hoch. Er beträgt nur 850 Francs im Jahr. Die Verwaltung leistet dafür Unglaubliches. Die jährlichen Renten, welche das Haus genießt, um das Defizit zwischen der Pensionssumme der Pensionäre und der Gesamtheit der Leistungen der Verwaltung zu decken, müssen bedeutend sein. Ich habe ihre Höhe nicht erfahren können.

Am andern Ende von Auteuil, nahe bei der alten Kirche, finden wir eine zweite Maison de Retraite; ihr Außeres ist bescheiden; das vornehme Gepräge, welches die Säle und Gemächer des Hauses des heiligen Périne haben, suchen wir hier vergebens. Neben den Einzelzimmern und den Ehegattenzimmern gibt es gemeinschaftliche Schlaffäle; die Speisezimmer, die Gesellschaftszimmer, die Badezimmer sind bescheidener eingerichtet. Barmherzige Schwestern versehen hier die Dienste, welche in der vornehmen Maison de Retraite durch gemietete Diensthofen geleistet

werden. Das Haus hat einen demokratischen Zuschnitt. Seine Bewohner sind Handwerker, Epiciers und kleine Kaufleute, denen das Glück nicht soviel gelassen hat, um ihr früheres unabhängiges Leben in gewohnter Weise fortzusetzen. Sie finden eine Zuflucht gegen Mangel, Entbehrung und gegen die körperlichen Schwächen des Alters in der Maison de Retraite in Auteuil für einen geringen Pensionspreis, der zu dem, was ihnen gegeben wird, in gar keinem Verhältniß steht. Der Pensionspreis ist nur vierhundert Francs. Ehegatten zahlen Jedes dreihundertundfünfzig Francs. Die Verwaltung leistet ihnen für diesen geringen Pensionspreis außer der Kleidung Alles, was sie brauchen — Frühstück, Dejeuner und Diner, Holz, Licht und Feuerung, ein gut eingerichtetes Zimmer, worin der bequeme Lehnstuhl neben dem breiten, mit allem Zubehör versehenen französischen Bette nicht fehlt, Medicamente und ärztliche Behandlung in einem besondern Krankenzimmer, Bäder, Rauchzimmer und Unterhaltungszimmer. Aus den Fenstern aller Zimmer — auch der Schlafzimmer — blickt man auf grünen Rasen, bunte Blumenbeete und Baumesschatten. Der Park hat keinen Umfang von 79,000 Mètres, wie der Park des aristokratischen Zufluchts Hauses in der Rue de Mirabeau, aber er umgibt in terrassenförmiger Gestalt die ganze Rückseite des Gebäudes, welches von dem Plage, auf welchem sich die uralte, durch die Brandflügel der Preußen und der Versailleser verschont gebliebene Kirche von Auteuil erhebt, durch einen weiten Blumenhof getrennt ist, der das Hauptgebäude und die beiden Seitenflügel des zweistöckigen Hauses umschließt, und hat

einen Reichthum an Schatten, Laubgängen und breitästigen Bäumen. Der Gründer dieses Zufluchts Hauses gegen Armuth und Elend des Alters ist ein braver Pariser Kaufmann, der reich geworden ist in seinem Geschäft und seinen Reichthum in dieser Weise angewandt hat. Bau und Einrichtung des im Jahre 1861 gestifteten Hauses hat mehrere Millionen Francs gekostet, und die Rente, welche der brave Pariser Kaufmann ausgesetzt hat, um die Differenz zwischen der geringen Pension und den Leistungen der Verwaltung zu decken, beträgt jährlich vierzigtausend Francs.

Begleite mich der Leser nun zum Schluß noch in eine andere Maison de Retraite, welche auf der andern Seite des „modernen Babel“, wie die vom Großmachtstügel und von der Preußenfeinde angestochten Chauvinisten in Deutschland Paris nennen, ich sage: „der Stadt, welche sich wie keine andere Stadt in Europa durch ihre Wohlthätigkeitsbestrebungen und Wohlthätigkeitsinstitute auszeichnet“ — man denke an das jährliche Wohlthätigkeitsbudget der Pariser Armen von 40 Millionen Francs —, in der Vorstadt St. Mandré belegen ist. Sie ist die gemüthlichste und die charakteristischste Maison de Retraite von allen und die Stiftung eines Pariser Handwerkers, eines Tapezierers, Namens Boulard, der das Landhaus, in welchem er zwölf armen Leuten von siebzig Jahren bis zum Ende ihres Lebens Unterhalt, Komfort und Zuflucht gegen die Beschwerden des Alters in der reichlichsten und angenehmsten Weise geboten hat, in den Jahren 1825 bis 1830 erbaute und in reichlichster Weise dotirte.

## Pfingsten im Harz.

Wandererinnerungen von Robert Schweichel.

### I.

(Schluß.)

„Der Brocken setzt einen Hut auf,“ sagte der Förster nach einiger Zeit.

Mag er, wir sind in guter Hut!

Entschlossen, zu bleiben, machen wir nach dem Essen einen Spaziergang in der Parkanlage und den verschlungenen Wegen, welche bereits von den Vorgängern des jetzigen Försters auf dem elastischen Moorboden neben dem Torfhaufe angelegt worden sind. Ruhebänke im Schatten weißer Birken laden zu behaglicher Betrachtung von Wald und Berg und Fels.

Als wir zurückkehren, ist man beschäftigt, die Vortreppe des Torfhauses und die Flur mit Maien zu schmücken. Es geht heiter dabei zu. In der Stube setzt sich einer von den Reisegefährten an das Klavier, das auch hier nicht fehlt. Es ist zwar ein wenig verstimmt, aber das stimmt eben zu der ganzen Umgebung, und die heiteren Weisen klingen darum nicht minder heiter. Die Musik lockt erst die Kinder herbei, dann kommen Vater und Mutter und ein Gast des Hauses dazu.

Unterdessen wird es dunkel, die Kinder werden mit einigen Schwierigkeiten zu Bette geschickt. Wie die Lampe auf dem runden Tische vor dem Sopha angezündet ist und wir Alle darum sitzen mit unseren Wirthen und dem Hausfreunde, da ist's so anheimelnd und ein Geist waltet in der kleinen Runde, als ob wir uns schon jahrelang künnten und uns der Zufall nicht nur erst vor einigen Stunden zusammengeführt hätte. Wahrlich, diese patriarchalische Gastaufnahme wird von keinem Wirthshauskomfort erreicht. Wir haben auf unserer weiteren Wanderung noch oft an das Torfhaus und seine biedern Bewohner zurückgedacht.

Eine fröhliche Wanderschaar, die von Harzburg heraufkam, und nach kurzer Rast durch die Nacht dem Brocken zuzog, wiegte uns durch ihre fern und ferner verhallenden Lieder in Schlaf.

### II.

Wir sollten es nicht bereuen, die Nacht im Torfhaufe geblieben zu sein. Der Brocken hatte seinen Hut in einen Nebel-

mantel verwandelt, der Alles zudeckte. Wären wir in diesem dichten Nebel auf dem Brocken erwacht, dann hätte es nur mürrische Gesichter über das vereitelte Schauspiel des Sonnenaufgangs gegeben. Jetzt schmeckte uns das Frühstück so gut, als läge draußen auf den Matten das goldigste Sonnenlicht, und der Maieudust, der das ganze Haus durchzog, sowie der frischgebäckene Kuchen gaben uns eine Pfingststimmung. Die Frau Försterin hatte bereits alle Hände voll zu thun, denn heute kommen viele Gäste herauf aus den Thälern.

Nach herzlichem Abschied von unseren biederen Wirthen wanderten wir hinaus in den Nebel. Der Pfad nach dem Brocken hinauf ist nicht zu fehlen, denn Wegweiser bezeichnen ihn überall, wo man irren könnte. Trotzdem ließen wir uns einen Führer bis zu den Hirschhörnern gefallen, denn die Leute auf dem Oberharz sind gar arm, und der kleine freundliche Bursche wird ein Trinkgeld am Feiertage gut brauchen können.

Der Nebel war arg genug, aber ich habe ihn in den Gebirgen schon schlimmer erlebt, und auch eine Wanderung im Nebel hat ihre Reize. Der Wind rang vergebens mit den schweren, grauen Massen, und wie er sie bald zusammenpreßte, bald verdünnte, trat hier ein Stück Wiesengrund oder Moor hervor, dort eine Waldecke und dann wieder phantastisch aufgetürmte Steinblöcke. Eine Sekunde später war dann wieder Alles von den grauen feuchten Nebelschleiern verhüllt. Die Gebüsche, die Föhren triefen von dem Naß, das sie nach der langen Trockenheit begierig einsogen. Der durstige Boden trank mit ihnen um die Wette. Berseuchte der Wind den Nebel nicht, so waren Wald und Wiesen und Moor in ein paar Stunden mit feiner Verzebrung fertig. Diese Wiesen hier oben tranken die Thäler. Wie ein Riesenschwamm saugen sie Regen und Wolken auf und speisen die unzähligen Bäche, die Flüsse, welche zu Thal murmeln und rauschen. Mancher Wanderer wird von der Wolke trinken, die uns einhüllt. Und manches Auge schaut wohl jetzt im Thal besorgt oder betrübt zu dieser Wolke empor, die drohend über einer lang vorausbesprochenen Pfingsttagsfreude hängt. Wir in unserer Wolke denken umgekehrt, daß die Thäler tief unter uns im hellen Frühlingssonnenschein lachen; nun läuten aller

Orten die Sonntagsglocken, auf allen Straßen und Pfaden, zwischen den grünen Hecken wird es lebendig von Kirchengängern im Feiertagsputz und manches hübsche Kind bricht noch schnell im Garten ein paar Blumen, um sie vor die Brust oder in den Gürtel zu stecken.

**Justus von Liebig** (siehe Seite 352), einer der größten Chemiker, dessen unermüdeten Arbeitskraft die Chemie allseitige und großartige theoretische Förderung verdankt. Insbesondere machte er sich verdient durch die Anwendung der Chemie zur Beantwortung physiologischer Fragen, zur Erklärung der Vorgänge im Pflanzen- und Thierkörper. Die Resultate seiner Untersuchungen über die Ernährung der Pflanzen führten eine neue Epoche für die gesammte Landwirtschaft herauf. Die Physiologie der Thierkörper erweiterte er durch Untersuchungen über die Entstehung der Körpergebilde aus den Bestandtheilen der Nahrungsmittel, und über den Antheil, welchen dieselben an den verschiedenen Lebensfunktionen, z. B. an der Athmung, haben. Von seinen zahlreichen und durchweg belangreichen Werken verdienen das im Jahre 1840 zu Braunschweig erschienene: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“, ferner das 1842 herausgegebene: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie“ und die „Thierchemie“ besondere Erwähnung. Diesen schließen sich die in praktischer Beziehung zu außergewöhnlicher Wirkung gelangten „Chemischen Briefe“ ebenbürtig an. — Liebig wurde am 15. Mai 1803 in Darmstadt geboren, bezog 1819 die Universität, ward auf Humboldt's Veranlassung bereits im Alter von 21 Jahren außerordentlicher, und zwei Jahre später ordentlicher Professor an der Universität Gießen. Im Jahre 1845 verlieh ihm der Großherzog von Hessen-Darmstadt den erblichen Freiherrntitel. Im Jahre 1854 ging er als Professor der Chemie und Konservator des Chemischen Laboratoriums an die Universität München, in welcher Stellung er bis zu seinem im Jahre 1873 erfolgten Tode verblieb. Xz.

**Der häusliche Zwist.** (Siehe Seite 353.) „Die Ehen werden im Himmel geschlossen“, sagt ein frommes Sprüchwort, das besonders unsere Frau Vasen gerne anwenden, wenn sie gegen die Civilehe losziehen wollen, die trotz des Reichthums und seiner Weisheit gar des Teufels sein soll. „Sie haben den Segen der Kirche verschmäht, Frau Meisterin!“ würde der Herr Pfarrer der grimmigen Ehehälften auf unserm Bilde hier vorbeiben, käme sie auf den naiven Gedanken, ihm wegen ihres neulichen Zwistes ihr Herz anzuschütten, wenn er sie gelegentlich auf dem Kirchhofe trifft, wo sie ihrer Eltern Gräber pflegt. „Der häusliche Zwist zieht ein, wo der Friede des Herrn keine Stätte fand,“ würde er fortfahren, bis so zufällig unser Meister Nagel dazu käme, um sein weltliches Amen ohne weitere Umstände dazu zu setzen. Und daß er darin was los hat, davon kann uns unser Bild erzählen.

Das muß aber auch eine wichtige Sache sein, ob der sie sich erzürnten, wo würde Meister Nagel sonst im Aufbrausen seiner Pfeife und dem Stuhl eine so sonderbare Lage angewiesen und sich mit gekreuzten Armen, grimmigen Angesichts, in ganze Kehrwende zu seinen sonstigen Lieblingen gestellt haben? Ja, wir wissen's ganz genau, die Nagel'schen Eheleute leben sonst gut zusammen und führen eine rechte Hauswirtschaft. Das kleine Geschäft nährt seinen Mann, denn er ist im Krähwinkel der einzige Schmied, geschickt und fleißig, weshalb auch Mittags auf dem Tische die gefüllte Schüssel nicht fehlt. Einen gefunden Buben hat er auch im Hause, und wie wir sehen, schlägt bei dem Jungen die Kost gut an, von der für den behägigen Pinisch manch

Es wandert sich gut in dem kalten Nebel mit sonnigen Bildern in der Brust. Und der Nebel gewährt den Vortheil, daß uns das Steigen durch den rieselnden Tannenwald zu den Hirschhörnern auf dem Königsberge keinen Schweißtropfen kostet. (Fortsetzung folgt.)

leidlicher Bissen unter den Tisch fällt. — Aber was müssen denn die Leute mit einander ausgelöffelt haben, daß sie heute eine gar so wunderliche Andacht halten und den wohlbereiteten Inhalt der dampfenden Schüssel unberührt stehen lassen? Die Klatschschwestern von Krähwinkel wüßten aus diesem Bilde ein recht rührendes Trauerspiel herauszulesen, wenn sie es durch die Thürspalte besehen hätten, und wir wollen uns deshalb nur beeilen, unserm Leser anzuvertrauen, was denn eigentlich schuld an dem ganzen Trödel war.

Da kommt der Meister Nagel am letzten Montag mit gutem Appetit und vortheillicher Stimmung zum Mittagessen. Das Essen ist aufgetragen, und zwei wohlgefüllte „Halbe“ stehen auf dem Tisch, wie es in Bayern so Brauch ist. Die Meisterin mit dem kleinen „Jaderl“ (Jakob) sitzt zur Seite ihres Mannes obenan. Doch der Junge ist bei Blaumontagsstimmung, er hat etwas eigenjinnigen Kopf und die Zähne machen ihm auch zu schaffen. Meister Nagel hat den Buben sehr lieb und er darf selten bei Tische fehlen. Er soll schon frühzeitig Ordnung und Folgsamkeit lernen, und darum klopf ihm Meister Nagel so zeitweilig auf die Fingerchen, wenn er nach allen Tellern greift. Jaderl parirt, wenn er guter Stimmung ist, und es geht dann Alles glatt ab, — aber hat er seinen bösen Tag, dann ist's aus mit ihm, wenn man ihn nur scharf anredet, und das weiß Niemand besser als seine Frau Mutter, die deshalb gewöhnlich den Schuggeist spielt. Heute aber hat sie sich umsonst bemüht, denn kaum hat Jaderl ihren Löffel ergriffen und damit einige Broden auf den Tisch geschüttet, als Meister Nagel ihn streng in die Scheere nimmt. Der kleine Trostkopf protestirt, der Vater aber wendet das „Recht des Stärkeren“ an, trotzdem seine Frau die Partie des Kleinen nimmt, der ein Patermordio zur Tafel anstimmt. Da — eins, zwei, drei! — Meister Nagel hat die Geduld verloren und setzt den erschrocknen Jaderl mit den drei Klappsen auf den Stubenboden. Dort stimmt das Bürschchen erst recht sein Solo an. — Und was dann noch passirte? — Nun, unser Bild läßt vermuthen, daß die Frau Mutter nach dieser Katastrophe nicht gleich so stumm und schmolend am Tische saß. Sie ist ein Gegner der Prügelstrafe, hauptsächlich wenn Meister Nagel den Volkstreder spielt, denn er ist hitzig und — kaum ist es bei ihr heraus, als unser Meister mit Stuhl und Pfeife sein „Amen“ ruft. Jaderl ist nicht im entferntesten damit beruhigt, und auch der Pinisch scheint im Zweifel darüber nachzubedenken, welcher Partei er Recht geben soll. Das aber können wir versichern, daß die schweigende Stimmung der Eltern den Jaderl füglich auf den guten Einfall gebracht hat, den Alten beim Schurzleber zu paden und ihm, auf die Schüssel zeigend, zuzurufen: „Da, da — Supp', Supp'!“ so daß Meister Nagel gar rasch zur Besinnung kam. Der kleine Störenfried hat also Alles wieder gutgemacht, denn er ist zwar eigenjinnig, aber versöhnlich, was er von seinem Vater haben soll. — Der häusliche Zwist aber, den unser Bild zeigt, ist nur ein Schattenstrich in dem lichten und bescheidenen Leben dieser Menschen, die nicht unter dem Segen der Kirche, aber in voller und wahrer Liebe sich ihren Ehestand schufen, und die schließlich auch diese Maßzeit, wie später noch manche ernstere, ohne Kirchensegen treu und ausdauernd, civiliter\*) mit einander bewältigt haben. Refap.

\*) Heißt wörtlich: bürgerlich, — in diesem Falle: bürgerlich getraut.

Mit nächster Nummer beschließt die „Neue Welt“ das dritte Quartal, und wir können unsern Lesern die Mittheilung machen, daß sich das Blatt seine bisherigen Freunde bewahrt und ganz befriedigende neue Erfolge errungen hat. Wohl wissen wir, daß dazu die Freunde unserer Sache ein Wesentliches beigetragen haben, und rechnen deshalb auch ferner auf deren kräftigste Unterstützung, zumal in der jetzigen geschäftlosen Zeit die Liebe und Hingebung zu unserer Sache allein die gewonnenen Leser erhalten, neue zu den bisherigen 17,500 uns zuführen kann. Wir selbst werden nach Kräften dahin wirken, daß unser Blatt die Aufgabe, welche es sich gesteckt hat: ein Bahnbrecher zu sein für das Wahre, Gute und Schöne, immer besser erfülle. Sicherlich wird es so dem vereinten Streben gelingen, im Laufe der Zeit aus dem bescheidenen Anfang wahrhaft Großes zu schaffen.

Sorge also Jeder, daß wir noch im Laufe dieses Jahres ein gut Stück vorwärts kommen! Hunderttausend Leser für die „Neue Welt“! — das muß unser Aller Ziel sein. — Also an's Werk!

Pünktliche Erneuerung der Abonnements wird dringend erbeten, damit keine Unterbrechung der Lieferung des Blattes stattfindet.

Die geehrten Post-Abonnenten ersuchen wir um rechtzeitige Bestellung, welche mindestens zwei Tage vor Ablauf des Quartals zu erfolgen hat; in diesem Falle liefert die Post das Blatt zum gewöhnlichen Preise von 1 M. 20 Pf. — Verspätete Bestellung liegt vor, wenn bereits Nummern des Quartals erschienen sind, und erhebt die Post in diesem Falle 10 Pf. Nachbestellgebühr (den sog. Straf-Groschen), hat dann aber alle Nummern vollständig zu liefern. — Ältere Nummern oder Quartale besorgt die Post gegen Zahlung des Preises. Die Verlags-handlung ist im Stande, alle bis jetzt erschienenen Nummern wie ganze Quartale nachzuliefern. — Der Abonnent hat das Recht, jede Nummer vollständig und rechtzeitig zu verlangen. Ist eine Nummer von der Post nicht geliefert, vom Abonnenten aber rechtzeitig reklamirt worden, so muß die betr. Postanstalt sie ihm nachliefern. Dieselbe hat kein Recht zu Ausreden irgendwelcher Art, wie z. B.: die Nummer sei nicht eingegangen u., und wolle man sich vorkommenden Falls durchaus nicht von der Reklamation abhalten lassen, da die Leipziger Postamt-Zeitungs-Expedition jede berechtigte Reklamation erfüllt. Die Verlags-handlung, deren Verpflichtung mit einmaliger Ablieferung an die Post erfüllt ist, kann den Postabonnenten einzelne Nummern nur gegen Einsendung von 25 Pf. (incl. Frankungsporto) liefern.

Redaction und Verlags-handlung.